

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Calasso, Roberto
Der Untergang von Kasch

Aus dem Italienischen von Joachim Schulte

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4699
978-3-518-46699-5

suhrkamp taschenbuch 4699

Mit dem *Untergang von Kasch* legt Roberto Calasso eine Kritik der Moderne vor, die sich nicht analytisch, sondern in Geschichten äußert: Das Zeitalter der Revolutionen erzählt – wie es Schiffbruch erlitt.

Durch das Buch führt als »Zeremonienmeister« Talleyrand, der klarsichtigste und verruchteste, modernste und achaischste aller Politiker. Er stellt uns den Hof von Versailles vor und das Indien der Veden, die Abtei von Port-Royal und die Galerien des Palais-Royal, Marie-Antoinette, Bentham, Goethe, Fénelon, Baudelaire, Marx, Chateaubriand, Napoleon, Joseph de Maistre, Stirner, Sainte-Beuve ... Jede dieser Figuren ist mit jeder anderen verbunden – und alle führen uns zu demselben Ursprung zurück, der Legende von Kasch.

»Der *Untergang von Kasch* behandelt zwei Gegenstände. Der eine ist Talleyrand, der zweite alles andere.« *Italo Calvino*

Roberto Calasso, geboren 1941 in Florenz, lebt als Autor und Verleger in Mailand. Außer dem *Untergang von Kasch* erscheinen im suhrkamp taschenbuch *Die Hochzeit von Kadmos und Harmonia*, zur griechischen Mythologie, und *Ka*, zur indischen Mythologie. Es sind die ersten drei Bände eines »work in progress«, das sich bis in die Gegenwart hinein fortsetzt.

Roberto Calasso

Der Untergang von Kasch

Aus dem Italienischen von
Joachim Schulte

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *La rovina di Kasch*

© 1983 Adelphi edizioni s.p.a. Milano

Die ersten sechs Kapitel wurden von
Reimar Klein übersetzt.

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4699

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlagabbildung: Nicolai Abraham Abildgaard,
Templum Fortunae, 1785, Dänisches Historisches Museum,

Schloß Frederiksborg, Foto: Ole Haupt

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46699-5

Ursprünglich hatten die Berge große Flügel. Sie flogen über den Himmel und landeten auf der Erde, ganz wie es ihnen gefiel. Die Erde erzitterte dann und schwankte. Indra schnitt den Bergen die Flügel ab. Er machte die Berge an der Erde fest, damit diese zur Ruhe käme. Die Flügel wurden zu Wolken. Seitdem sammeln sich die Wolken um die Gipfel.

TALLEYRAND: Ich spreche an der Schwelle dieses Buches, weil ich der letzte gewesen bin, der die Zeremonien noch gekannt hat. Wie immer spreche ich auch, um zu täuschen. Nicht mir ist dies Buch gewidmet, und auch keinem anderen. Dies Buch ist dem Widmen gewidmet.

»Monsieur de Talleyrand ist ein Mann, dem man durch die *Mäander* seines politischen Lebens nur schwer folgen kann«, sagte die Herzogin d'Abrantès und öffnete die Türen zum *Salon de Monsieur de Talleyrand*. Am Eingang die duftigen Stukkaturen des Ancien Régime. Am Ausgang die bürgerliche Stube. In der Mitte starren uns von den Armlehnen die Bestien des Empire hypnotisch an. In den Nebenzimmern erkennen wir die Guillotine und die amerikanischen Wälder. Weiter hinten verfängt sich ein Kongreß in den schleppenden Schritten seiner Tänze. Aus jeder Ecke klingen den Gästen die Mots des Fürsten entgegen. Ein zartes Tamtam – ein Instrument, das man beim Begräbnis Mirabeaus zum erstenmal zu hören bekommen hatte – trägt die Mots durch die Mäander, billets doux längs des Weges. Man kann sie von vielen verschiedenen Stimmen vernehmen, kaum je aber von der des Fürsten selbst, der so wenig Lust zum Schreiben hatte. Gewisse schreckliche Wahrheiten sprach er aus in Gestalt einer flüchtigen Antwort, warf sie ins Stimmengewirr der Unterhaltung, immer auf die Gefahr hin, daß keiner sie aufnehmen würde. Doch Talleyrand, revenu de tout noch vor jeder Reise, bewahrte sich zumindest in einer Hinsicht stets ein hochherziges Vertrauen: es galt der Gesellschaft als widerhallendem Salon, wo sich jedesmal wenigstens ein gespitztes Ohr verbirgt. So sollten jene Mots, in Balsambinden gehüllt, die Jahre überdauern, als wären es Foliobände gewesen. Manche Aristokraten werden im Alter ihren Dienern immer ähnlicher. Hier wird der Oberste Kammerherr nach und nach zum einfachen Zeremonienmeister, zum Hüter eines Geisterhauses, zum Fremdenführer. Die Mäander seines Lebens und seines Salons werden den geeigneten Rahmen für ein gottloses Spiel abgeben, das sich seither, wenn auch mit wechseln-

der Reihenfolge, stets wiederholt – anstelle des Mythos, den zu wiederholen die Gesellschaft vergessen hatte.

In den Salons, die den Wiener Kongreß ein letztes Mal weich und sanft umhüllten, bei den in Fensternischen vertraulich geführten Unterhaltungen, die sogleich von der Geheimpolizei aufgezeichnet wurden, ging es nicht nur um galante Intrigen und um das, was die Geschichtsbücher später das neue europäische Gleichgewicht nannten. Ein Problem stellte sich vor jedem anderen und hinter jedem anderen: das Problem, den *rta* – jene Verbindung zwischen Himmel und Erde, die das Leben ermöglicht und ihm eine Ordnung gibt – endgültig umzugestalten. Alles hatte eines Tages damit begonnen, daß die Götter, vielleicht weil sie die undurchdringliche, dumpfe Beklemmung der Urmischung nicht länger ertrugen, »sich verlangend fragten: ›Was tun, damit diese unsere Welten ein wenig auseinander-rücken? Wie bekommt man mehr Platz?‹ Da stießen sie ihren Atem in diese Welten aus und sprachen dabei die drei Silben ›vi-ta-ye‹, und die Welten entfernten sich voneinander, und es gab mehr Platz für die Götter.« Und später auch für die Menschen. Jetzt war es freilich nicht mehr angebracht, davon zu sprechen, ja, niemand konnte sich mehr so recht daran erinnern, aber man hatte doch immer noch ein dringendes Familienproblem zu lösen, das eben im *rta* wurzelte: die *Legitimität* als Erbin zu legitimieren. Auch von einem Gesetz konnte nicht ohne eine gewisse Verlegenheit die Rede sein. Die wahre Parole der Stunde war eine andere: Legitimität – und natürlich war es Talleyrand, der sie aufgriff, der Mann, der zum Gesetz stets ein Verhältnis höflicher Distanz gehabt hatte. Das war ein gewaltiger Schritt, deshalb durfte so wenig wie möglich davon verlauten; er mußte durch Bälle und verzwickte Querelen dynastischer und mitunter auch häuslicher Art vertuscht werden. Legitimität war der letzte vertrauenerweckende Name, ein Picknick zwischen den grasbewachsenen Ruinen. Doch hinter der Legitimität verbarg sich ein anderer Name, ein anderes Reich: das Reich der Konvention, die endlich zur absoluten Macht gelangte. Bis dahin war sie die ewige Nebenlinie der Psyche gewesen, ihre Macht war ständig gewachsen, allerdings in einem unnennbaren Schatten, denn es fehlte ihr eben die

Legitimität. Um diese zu erlangen, würde sie sie entleeren und in ihre Kleider schlüpfen. Jetzt ging es darum, sie faktisch anzuerkennen, indem man dem Faktum die Herrschaft einräumte. Dahin war man offenbar aus politischer Notwendigkeit gelangt. Mit dem Feldzug in Rußland hatte Napoleon das Gespenst des unbegrenzten Krieges heraufbeschworen, den es in jenen Teil der Erde zog, der schon von sich aus das Unbegrenzte, das Unkontrollierbare, die unentwirrbare Vermischung inszeniert, das Herausgehen Europas aus sich selbst, weitab von der civilisation und ihrer douceur. Dasselbe Unbegrenzte sollte sich bald auch im Innern Europas bemerkbar machen und hieß dann unter einer diplomatenhaft euphemistischen Bezeichnung »die soziale Frage«. So war der Moment gekommen, die Herrschaft an jene Macht abzutreten, die als einzige versprach, mit dem Unbegrenzten von gleich zu gleich zu verhandeln, ja womöglich seiner Herr zu werden (aber schon damals glaubten nur wenige daran): die Konvention als Legitimität. Die Zeit sollte dann dafür sorgen, daß das Bedeutungsgerippe klar und ausgebleicht zutage trat. Im Dschungel zwischen Thailand und Kambodscha streifte Pol Pot mit seinen Leuten umher. Für den größten Teil der ihn umgebenden Welt war er noch immer die einzige *legitime* Autorität seines Landes. Auf den Kopf gestellt, dehnten sich die Tempel seines Königtums bis in die weiten, zahlreichen Massengräber aus, die tief in die Erde eingesenkt waren. Die Schichtenfolge dieser Toten faßt unsere Kanonischen Phasen zusammen: in der untersten Schicht weisen die Leichen Säume bunter Gewänder auf, es sind Anhänger von Lon Nol (l'Ancien Régime); weiter oben kommen dann die buddhistischen Bonzen (die widerspenstigen Priester); anschließend ein paar Zivilisten ohne besondere Kennzeichen (die Wohlfahrtspolizei stellt jedem nach); schließlich die dunklen Lumpen der Roten Khmer (die wahren Jakobiner, die wahren Bolschewiken, Verschwörer und Renegaten). Die Totengräber häuften Berge von Schädeln in den gleichen Formen auf, in denen die kambodschanischen Bauern seit Urzeiten ihre Jahresernte an Ananas stapeln. Vor den Massengräbern wird die Geschichte wieder zur Naturgeschichte.

HERZOGIN D'ABRANTÈS: Wann war es, daß wir anfangen, uns alle zu verkleiden? Laßt mich nachdenken ... ja, es war, als ich noch nicht ausgehen durfte und meine Vettern mit den scharfen Zähnen zu Besuch kamen, um mir alles zu erzählen ... es waren die leichtsinnigen Jahre des Direktori-ums, als die in England verpackten Purpurtogen am Zoll beschlagnahmt wurden ... als Bonaparte im Luxembourg von den fünf Direktoriumsmitgliedern empfangen wurde, die herausgeputzt waren in ihren mit Arabesken übersäten Mänteln von mittelalterlichem Schnitt – ja, denn man hatte sich eben noch nicht für die Römertugend entschieden ... fahl und beklommen vor dem General, den der erhabene Ossian zwei Zoll über dem Boden schweben ließ ... sagte unser lieber Freund, unser – und aller – ewiger Verräter: Talleyrand, der einzige, der alles verraten konnte, nur nicht den Stil ... und das gewiß nicht aus Zartgefühl, sondern weil der Stil das goldene Zepter ist, dem am Ende ein großes Reich von dieser und auch von einer anderen Welt huldigt ... Wie ein Lager von stumpfsinnigen Nomaden, zwischen Stoffballen, die ahnungslosen Reisenden geraubt worden waren, das war damals Paris ... Alle träumten vom Hof, doch schon konnte man sich nicht mehr ganz an die richtigen Gesten erinnern ... sie vertraten das Volk, aber das ist zu wenig ... Vertreter eben, nicht viel anders als jene, die sich anschickten, in der Provinz die Postkutschen zu füllen ... die neuen Preislisten im Gepäck ...

Aufgrund eines unwiderstehlichen Tropismus wendet sich die Seele Talleyrand zu. »Damals, in meiner Jugend, und auch später, als ich Abenteuerromane und Melodramen liebte, habe ich gemerkt, daß das Spannende für mich die *Ungewißheit über die Identität der Personen war*.« Wie sollte man sie nicht verspüren angesichts dieser Maske, die viele als Totenmaske, als undurchdringlich oder unerschütterlich bezeichnet haben, während ihr ebensooft die verschiedenartigsten Schändlichkeiten und die unvermutetsten Tugenden zugeschrieben wurden? Eine Maske, die über den ganzen turbulenten Ablauf der Kanonischen Phasen gewacht hatte. Deren Identität ebenfalls zweifelhaft war. Weder damals noch später wußten sie auch nur, ob sie – die alle

»niveis atrisque lapillis« gekennzeichnet waren – sich für verheißungs- oder verhängnisvoll halten sollten. Am Ende ließ sich darüber nicht mehr sagen als das, was Bloy in seiner gewohnten brutalen Art vermerkt hatte: »Offenbar wußte Gott nicht mehr, was er mit dieser alten Welt anfangen sollte. Er wollte etwas Neues, und um damit zu beginnen, war ein Napoleon nötig.« Von solch schmerzlicher Gewißheit abgesehen, schwankte das Ganze, und so waren es physiognomische Züge, die einen letzten Anhaltspunkt boten. Andererseits ist jede Erkenntnis physiognomisch.

Lavater, der letzte Weise der Physiognomik, forderte den jungen Goethe zur Mitarbeit an seinen *Physiognomischen Fragmenten* auf. War dieser denn nicht schon überzeugt von der »allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur«? Gewiß, lautete die Antwort Goethes – und sein Beitrag zu Lavaters Werk sollte darüber sogar noch hinausgehen. Er bezog in die physiognomische Wissenschaft auch die Gegenstände ein sowie Kleidung und Umwelt: »Die Natur bildet den Menschen, er bildet sich um, und diese Umbildung ist doch wieder natürlich; er, der sich in die große weite Welt gesetzt sieht, umzäunt, ummauert sich eine kleine drein, und staffiert sie aus nach seinem Bilde.«

Mehr als fünfzig Jahre später geschah es, daß der alte Goethe in der *Collection des portraits historiques de Monsieur le baron Gérard* blätterte, die 1826 in Paris bei Urbain Canel erschienen war. Es handelte sich um recht undeutliche Radierungen, die Pierre Adam nach prunkvollen, über ganz Europa verstreuten Porträts angefertigt hatte. Goethes Freund Boisserée, der gerade zu Besuch weilte, beklagte sich über die grobe Ausführung. Goethe erwiderte: »Ihr guten Kinder, wir in unserer weimarschen Bescheidenheit begnügen uns mit solchen Dingen. Ihr seid vornehm und schwer zu befriedigen.« Wieder allein, betrachtete Goethe lange diese Radierungen. Auf Kunst kam es ihm dabei nur wenig an, er hing einem physiognomischen Traum nach. Beim Durchblättern des Albums fiel sein Blick auf einen Mann, der bei der Begegnung an dem nunmehr denkwürdigen Tag von Erfurt zur Rechten Napoleons gesessen hatte (damals, als Napoleon mit dem peinlichen Ausspruch

»Voilà un homme!« herausgeplatzt war). Talleyrands Bild vor sich, schrieb Goethe: »Je weiter wir in der Betrachtung dieser Sammlung vorwärtsschreiten, desto wichtiger erscheint sie uns.« Freilich hatte er bei seinen Bemerkungen über die Porträts Alexanders I., Karls X. und des Herzogs Louis Philippe von Orléans seine Wertschätzung in liebenswürdig allgemeinen Worten ausgedrückt. Nur bei Talleyrand ist zu merken, wie Goethe in jene dunkle, kontemplative Ruhe versinkt, der seine vollkommensten Texte entstammen: »Hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend. Umgeben von einem höchst anständigen, aber nicht prunkhaften Zimmer finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Kanapee liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Konferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schoß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er vollkommen impassibel. Wir erwehrt uns nicht des Andenkens an die Epikurischen Gottheiten, welche da wohnen ›wo es nicht regnet noch schneiet noch irgendein Sturm weht‹; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich, daß er so aussieht, aber nicht wie er es aushält. Sein Blick ist das Unerforschlichste; er sieht vor sich hin, ob er aber den Beschauer ansieht, ist zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in sich hinein, wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beschauenden; das Auge ruht in und auf sich, wie die ganze Gestalt, welche, man kann nicht sagen ein Selbstgenügen, aber doch einen Mangel an irgendeinem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier physiognomisieren und deuten wie wir wollen, so finden wir unsre Einsicht zu kurz, unsre Erfahrung zu arm, unsre Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicherweise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert.«

Versteckt in dieser für den achtzigjährigen Goethe so überflüssigen, so nebensächlichen Rezension – schließlich mußte er sein Großes Werk, das zwischen den Archetypen schwebte, noch zu Ende bringen (unmöglich konnte er, das organische und vollendete Wesen, es in fragmentarischem Zustand belassen) –, deuten die Zeilen über Talleyrand eine vorsichtige Selbstoffenbarung des Dichters an. Auch Goethe verstand sich auf die Kunst, alles an der Oberfläche zu verstecken. Ein Album mit Radierungen von berühmten Personen, wo der Lärm der Geschichte bereits verstummt, wo die Blicke schon stumpf zu werden beginnen wie später in den Illustrationen des *Magasin Pittoresque*, war eine passende Gelegenheit für den, der behauptete, ein »Gelegenheitsdichter« zu sein. Hier also, und nicht in einem Gespräch mit Eckermann oder sonst einem ergebenen Zuhörer, hat Goethe auf jenes lange Parallelleben hinweisen wollen, das ihn im Land der Wirren begleitet hatte. Im Grunde waren sie die beiden einzigen unbedingt bedeutenden Wesen, die alles überlebt hatten, von den frühen Jahren des Eislaufs und der Boudoirs bis zu diesem geehrten, zeremoniösen und unverstandenen Alter – dem Alter dessen, der zuviel weiß. Goethe war schon in den Schutzpanzer des Großen Dichters geschlüpft, da empfing Talleyrand in Valençay einen vor Neugier vergehenden Schriftsteller, Honoré de Balzac, der ihn anschaute wie ein altes Exemplar der Saurier, imposant und empfindlich zugleich. Noch schlimmer war es, als er die stürmische George Sand samt ihrer Bande einließ (und Madame de Dino, wie immer an der Seite des Fürsten, notierte: »Alles in allem recht wenig Anmut; und die übrige Gesellschaft absolut gewöhnlich«).

In jenen Zeilen Goethes lag eine strenge Ermahnung: Glaubt bloß nicht, ihr Gelehrten, ihr könntet den Blick Talleyrands verstehen, glaubt bloß nicht, ihr könntet die glatte Heiterkeit des alten Rates Goethe verstehen. Und das Spiel ging bis zur Provokation. Goethe, »der Olympier«, wie der deutsche Kitsch ihn dann immer wieder genannt hat, bemühte sogar die »Epi-kurischen Gottheiten«, um dem Blick Talleyrands näherzukommen. Und doch mußte ihm bekannt sein, daß nach allgemeiner Ansicht dieser Blick auf allen erdenklichen Schandtaten geruht hatte – und bei der einen oder anderen sollte er auch selber mitgeholfen haben.

Die gewagte Überlagerung der beiden unerschütterlichen Gesichter, die bei Goethe mitgemeint war, sollte bald bemerkt und ausgesprochen werden. Es war Sainte-Beuve – er begriff fast alles und tat sein möglichstes, damit man nicht allzuviel merkte –, der diesbezüglich ein paar Zeilen lancierte, in der notice zur Einführung in einen der gewinnendsten *illustrés romantiques*: die Molière-Ausgabe mit den Zeichnungen von Tony Johannot, erschienen bei Paulin, rue de Seine, Paris 1835 (Talleyrand lebte noch, Goethe war noch nicht lange tot). »Dennoch zielten sein [Molières] klarer Verstand und die gewohnte Kälte seines Charakters im Kern eines so lebhaften Werkes nicht im mindesten auf die berechnete, eisige Unparteilichkeit, wie man sie von Goethe kennt, dem Talleyrand der Kunst: dieses kritische Raffinement hat es zu jener Zeit in der Dichtung noch nicht gegeben.« Auch diese Zeilen sind abseits, am Rande plaziert, damit man sie nicht zu sehr bemerkt. Es bemerkte sie aber der gehässige, ungestüme Barbey d'Aurevilly, mochte er auch sonst keine Gelegenheit auslassen, seiner feudalen Geringschätzung für die Pantoffeln Sainte-Beuves Ausdruck zu geben (»Sainte-Beuve war kein Freund der Diskussion, die Ohren liefen ihm dabei blau an, und seine spitze Zunge begann vor Wut und Ärger zu stammeln ...«) – und stellte sie als eine unverdiente Intuition hin: »Eines Tages ging Sainte-Beuve ein Licht auf, und er nannte Goethe einen literarischen Talleyrand, heute bereut er diesen richtigen Einfall.« An diesem Punkt aber war er, Barbey, mit seinem raschen, vernichtenden Urteil zur Hand: »Jener *Poseur*, der Goethe vielleicht nicht von Natur aus war, zu dem ihn aber seine Verehrer mit ihrer übertriebenen Bewunderung gemacht haben, verbarg sorgfältig die Leere seines Wesens unter seinem olympischen Gebaren, so wie Talleyrand, der nicht weniger hohl war, die seinige hinter der gleichgültigen und spöttischen Pose des blasierten großen Herrn versteckte, der *schon ganz andere Dinge erlebt hatte* ... Es besteht in der Tat eine große Ähnlichkeit zwischen Goethe und Talleyrand, diesen beiden Fürstenseelen! Goethe ist ein literarischer Talleyrand, er findet Halt an seiner Krawatte wie Talleyrand. Nur daß Goethe zwar die berühmte Krawatte besaß, die achtzehnmal gebunden wurde, nicht jedoch die Unverschämtheit, die sich bei Talleyrand in der Haltung des

Kopfes, im faszinierenden Blick aus halbgeschlossenen Augen bekundete, den Augen einer dösenden Giftschlange, denn das sind spontane und natürliche Dinge, die Talleyrand besaß – Gaben Gottes oder des Teufels! –, während bei Goethe nichts spontan und natürlich ist, diesem Operschauspieler, immer vor einem Spiegel ...«

Wie kam es zur Begegnung zwischen der Revolution und Talleyrand? »Er liebte das Leben der Welt von damals, wie es ein Mann seines Standes und seines Formats führen konnte: leidenschaftlich liebte er die Frauen, das Spiel und all das, was ehemals einen Mann à la mode ausmachte; so also traf das Jahr 1789 Monsieur de Talleyrand an.« Es fand ihn auch im Besitz eines ungewöhnlichen Scharfblicks, mit dem er die Zeitläufte erfaßte. Darin lag bereits seine ganze politische Klugheit. »Die Privilegien, die er genoß, hätte die Macht der Ereignisse ihm genommen; und er meinte, es sei besser, als erster darauf zu verzichten (*vielleicht*, sage ich immer).« Mit ihrem ironischen *vielleicht* deutet die Herzogin d'Abrantès eine der wenigen Eigenschaften an, die Talleyrand mit Sicherheit zugeschrieben werden können. Das wilde Tier im Boudoir wittert die Zeiten. Die aristokratische Entscheidung, das hinzugeben, was einem im nächsten Augenblick entrissen würde (»es blieb nur eine Wahl: nachgeben, bevor man dazu gezwungen würde und solange es noch als Verdienst gelten konnte«). Ein Talleyrand kann es nicht zulassen, daß ihm etwas genommen wird; akzeptieren wird er jedoch, daß er alles hingeben kann. Vor allem, wenn seine Gabe ein Gift-*gift* ist, ein vergiftetes Geschenk, ein Gegenstand seines persönlichen Hasses: etwa die kirchlichen Privilegien, die mit dem Beruf einhergingen (Bischof als Beruf), zu dem ihn der eingefleischte Despotismus seiner Eltern gezwungen hatte. Indem er jene Einkünfte und Privilegien der Nation überließ, rächte er sich für den dämonischen Aspekt des Adels – die unantastbare Willkür –, unter dem er von Geburt an zu leiden gehabt hatte.

Hinter der Brandung der Geschehnisse, hinter Schwüren und Verrat stößt man bei Talleyrand auch auf Züge von hartnäckiger *Treue*. Gewisse Wahrnehmungen scheinen sich seit je in ihm festgesetzt zu haben, und nichts von dem, was später geschah,

hat sie beeinträchtigen können. Da war zunächst die frühe Einsicht, daß das Zeitalter der bouleversements und Konvulsionen, kurz »das Zeitalter der Revolutionen« begonnen hatte; daß von nun an jede Bewegung ein Sichkräuseln der Strömung sein würde – und daß dies zu einer entsprechenden und endgültigen Umkehrung aller Handlungsweisen zwang. Gewisse Zeichen der Macht sollten in Zukunft lächerlich ohnmächtig wirken; gewisse andere Gesten waren dagegen entscheidender als Schlachten (etwa der Ball, den Talleyrand am 3. Januar 1798 im hôtel Galliffet für Madame Bonaparte gab). Und weiterhin: das *sum-mum bonum*, der übersinnliche Leitstern des politischen Handelns, sollte nun nicht mehr darin bestehen, jene Konvulsionen zu verhindern oder zu fördern (in beiden Fällen eine grausame Kinderei), sondern darin, den *Schlag abzuschwächen*, indem man die scharfen Kanten mit den Resten balsamischer douceurs tränkte und mit feinen Gazebinden umwickelte, die auf den Dachböden zurückgeblieben waren. Vor allem, indem man den Konvulsionen *den Glauben verweigerte*, ihnen nicht jenes Mehr zuerkannte, das sie stets zu verkörpern beanspruchten, mit einem Wort: nicht glaubte, daß aus dem Massaker so leicht ein Opfer werden könnte. Ohne Liturgie bewegte man sich schon in einem riesigen Schlachthof.

Das *tat tvam asi*, jenes »das bist du«, das die Türen des Kosmos und des Geistes aufschließt und die Voraussetzung jeder vedantischen Voraussetzung ist, steht dem gewöhnlichen Dasein gar nicht so fern. Gewiß nicht ferner als das cartesianische *ego cogito*. Aber das kultivierte Abendland, das 18. Jahrhundert, das die Szene beherrscht, scheint durch eine Bleiplatte von all dem getrennt zu sein, was den Blick auf das *ātman-brahman* lenken könnte. Hermetische Lehren blühen zwar weiter, doch passen sie sich mittlerweile an die Rolle der Sekten an und bereiten sich aufs Tischrücken vor. Allenfalls suchen sie Verbindung zu Plänen okkultur Politik, um darüber schließlich die Kontemplation zu vergessen. Die clarté lehrt vor allem, gewisse Dinge nicht zu sehen. Wichtig ist – das betonte schon Descartes –, das Feld zu beschränken, die Psyche-ohne-Grenzen zu bezwingen, damit statt dessen der esprit in seinem schwankenden goldenen Käfig alle Fesseln abwerfen kann. Doch gibt es auch geologische Er-

eignisse, die die Geschichte begleiten. In diesem Fall das Auftauchen eines neuen, wilden Kontinents im Inneren Europas: Deutschland. Caspar David Friedrich hat mit seinem Nebelmeer diesem Auftauchen, das sich im Zeichen der Romantik vollzogen hatte, eine postume Huldigung dargebracht. »Aus Indien wurde schließlich Deutschland«, bemerkte Victor Hugo angesichts der Schattenspiele, von denen die »Mauer der Jahrhunderte« gemasert wurde. Jede Kultur muß in ihrem Inneren einen eigenen Orient großziehen. Als die ersten Töne auf dem romantischen Klavier erklangen, fand Europa in ihrem durchdringenden Klang seinen Orient wieder, den es lange zu verlieren versucht hatte.

Die Aufgabe Talleyrands war vor allem die des Zeremonienmeisters – in einer Zeit allerdings, die den Sinn für Zeremonien verloren hatte und darum glaubte, ohne sie auszukommen, während sie doch auf Schritt und Tritt ungeschickt in sie zurückfiel. Da geschah es, daß Talleyrand gleichmütig *seinen Arm bot* – und damit half er die Verlegenheit zu überwinden. Was aber am meisten hätte beunruhigen müssen, war der kühle Blick, mit dem er solche Hilfe leistete. Jahrzehntelang – ausgenommen das heiße Intervall der Schreckensherrschaft – hat sich Talleyrand bemüht, die Geschichte in ihren erst schweren, dann blutigen, dann einfach unpassenden Kleidern *gesellschaftsfähig zu machen*. Er hat die Regierung der Parvenüs gesellschaftsfähig gemacht und die Demimonde mit dem Direktorium zum erstenmal an die Macht gebracht. Fast vierzig Jahre später machte er, achtzigjährig, in London die Regierung der Bourgeois gesellschaftsfähig, die zum erstenmal *unter ihrem wahren Namen* an die Macht gelangt waren: Rechtsanwälte und Kaufleute, nicht mehr Citoyens. In seinen Augen erschien die Geschichte gezeichnet von einer fortschreitenden Verlotterung des Tons. Trotzdem mußte man ihr helfen, einigermaßen ungehindert auf ihren Schienen dahinzugleiten. Talleyrand graute es zu Recht vor dem plötzlichen Stillstand der Geschichte, ihren Krämpfen. Also sorgte er dafür, daß das Getriebe ab und zu geölt wurde, in der Erwartung, daß andere Sand hineinschütten würden. Denn das sah Talleyrand voraus, das wußte er, er hatte es schon erlebt, und es sollte sich noch oft wiederholen. Gleich-

wohl fuhr er fort: *glissez, glissez*, irgend etwas wird am Ende übrigbleiben. Eine Geste zumindest.

M***: Der Napoleonische Hof hat sich im Tropenwald etabliert, der Theokratie begegnet man bei den Händlern des Basars, Lenin hat sich eine Fallschirmjägeruniform angezogen und raucht Davidoff-Zigarren, die Heiligen Experimente umfrieden die Reisfelder mit Leichen. Es scheint immer klarer, daß der Schauplatz des zukünftigen Politikers das Afrika Raymond Roussels ist. Nun werden wir auch vieles wiederentdecken müssen, was der Eifer ausmerzen wollte: man glaubte, die Ideen wären das Entscheidende – jetzt stehen sie aufgereiht vor uns wie verbeulte Coca-Cola-Dosen. Wir glaubten, daß die wichtigste Voraussetzung die Allgemeinbildung sei (»das Grundübel der Welt ist die Unwissenheit« war das letzte, wie üblich gnostische Banner, unter dem die Gemeinplätze auf Eroberung auszogen) – und jetzt merken wir, daß die ganze Bildung von etwas Verschwiegenem und Mitgemeintem geködert wird, während die bloß explizite Erziehung schrill und grausig klingt wie ein Racine, der im Gefängnis zum Geburtstag des Direktors rezitiert wird. *Expressa nocent*.

Talleyrand hat niemals Respekt eingeflößt. Seit der Zeit, da er ein junger »abbé mauvais sujet« war, bis zu den Stunden seines Todeskampfes ist er mit Schmähungen, Denunziationen, Sarkasmen und Verwünschungen überschüttet worden. Jahrzehntelang wird er verspottet, weil er hinkt. Chateaubriand hat später geschrieben, daß Talleyrand, »da man ihm viel Verachtung bewiesen hatte, davon geprägt war und sie in seinen herunterhängenden Mundwinkeln zum Ausdruck brachte«. Seine Mutter fleht Ludwig XVI. an, ihn nicht für das Episkopat vorzuschlagen, denn er sei des Priestergewands nicht würdig. Als Bischof muß er sich sodann gegen höchst profane Vorwürfe zur Wehr setzen (Glücksspiel, Agiotage, Frauen). Als Außenminister des Direktoriums sieht er sich von den übrigen Direktoriumsmitgliedern, die ihn doch selber berufen haben, mit beharrlicher Geringschätzung behandelt, und Rewbell wiederholte

ständig, »daß sich in Talleyrand, dem Urbild von Verrat und Korruption, alle Plagen versammelt haben. Er ist ein gepudert-ter Lakai des Ancien régime: bestenfalls könnte er zu einem Paradediener taugen, wenn er auf festeren Beinen stünde; mit den Beinen hapert's aber, wie mit dem Herzen.« Die Zeitungen wollen ihn schurigeln und finden dazu reichlich Gelegenheit. Endlich trifft ihn eines Tages auch der Zorn des Kaisers. Da ist Napoleon sogar versucht, Talleyrand zu schlagen, einmal wenigstens möchte er seinen Gleichmut erschüttern, sei es auch in der lächerlichsten und beleidigendsten Manier: Er packt Talleyrand am Kinn und drängt ihn gegen die Wand. So kommt auch für ihn der Moment für ein berühmtes *mot*: »Ihr seid Scheiße in einem Seidenstrumpf.« Seinen Gipfel aber erreicht der redliche Abscheu vor Talleyrand bei den Romantikern: Chateaubriand, George Sand, Hugo. Dem idéal ergeben, wollen sie allesamt Talleyrand einen beredten Fußtritt verpassen wie einem streunenden Hund, in einer Zeit, die nicht mehr die seine, sondern die ihre ist. Da schmettern die Moraltrumpeten, die Entrüstung schwingt sich auf weiten Flügeln in die Zukunft, bezieht alle kommenden Familienväter ein und spricht im Namen der ganzen von edlem Streben durchdrungenen Jugend. Außerdem ist Talleyrand für jemanden, der das Literatenmetier in besonderer Weise beherrscht, ein allzu ergiebiger Anlaß für das Abfassen einiger düster-virtuoser Seiten. Es geht zu wie bei einem Wettstreit zwischen alexandrinischen Rhetoren: Wer kann die Verachtung für Talleyrand am feinsten ziselieren, wer kann sie als neuen Katasterismus aus Worten in den Himmel einzeichnen? Die MEINUNG assimiliert sie derweilen, dankbar und satt. Bis sie schließlich das reine Kristall des von Flaubert festgehaltenen Gemeinplatzes hervorbringt: »*Talleyrand*, Fürst von. Entrüstung zeigen.« Es war dies ein Übergang gewesen – einer von vielen –, der sich bei den Verhandlungen über die Allianz zwischen Romantik und Kitsch als notwendig erwies, ein erster Schritt zu jenem Eindicken der Sensibilität, das sich vom fieberhaften Jahr 1830 bis zum trostlosen Jahr 1850 vollzieht.

Talleyrand gegenüber stellt Chateaubriand den anderen Weg dar, der Herkunft und Heute verbindet, den anderen Modus, die Vorfahren produktiv (und nützlich) einzusetzen. Diskret

führte Talleyrand jene vielen, einander ablösenden Mächtigen, die nicht wußten, wie man sich auf den parquets bewegt; Chateaubriand dagegen wollte die diffuse Psyche mit einer neuen Flüssigkeit tränken. Namenlose Sonnenuntergänge, dunstige Katarakte, hohle Nachklänge. Eine Patina ästhetischer Einsiedelei, eine Watte des Todes, eine klösterliche Spinnweb, eine unverwüstliche Erika zwischen den alten Steinplatten. Talleyrand war sein Widersacher, vor allem weil er sein wichtigster Rivale war in der Kunst, an die Vergangenheit anzuknüpfen und sie in der neuen Zeit fruchtbar zu machen.

DER SENATOR VON SANKT PETERSBURG: Während wir diesen versinkenden Abend betrachten, diesen zersplitterten Glanz, Spuren eines Tages, der niemals wiederkehren wird, während wir darauf warten, daß die undurchsichtige Nacht uns Heiterkeit und Leere zurückbringt, will ich euch – hier unter uns Abweichlern – gestehen, wie froh ich bin bei dem Gedanken, daß ich an diesem zwitterhaften Ort geboren bin, in dieser schrillen Zeit, für die ich jeden Tag bete, sie möge ihr letztes Gebet tun. Nur daß ich mich dann wieder mit euch auf dieser Terrasse, die von ihren vier chinesischen Säulchen gestützt wird, zusammenfinde und mich meiner liebsten Gewohnheit überlasse: dem Willkürspiel der Konversation. Hinter mir spüre ich die Ruhe, die in meine Bibliothek einkehrt. Ich habe es nie schriftlich bekannt, aber ich habe euch oft gesagt, wie majestätisch mir die gottlosen Lehren erscheinen, die ich immer verdammt habe. Ich sehe darin die Bosheit zusammen mit formaler Vortrefflichkeit am Werk, in einer Verbindung, die Respekt einflößt. Einige weitere Ideen – doch lassen wir das unpassende Wort: einige wenige Aussagen ohne den leisesten Hinweis auf das, was wir in Wirklichkeit zweifellos sind, ein paar Verhaltensregeln, die kein Echo finden, haben die Erde im Zaum gehalten, und wir können nicht einmal sagen, wer sie aufgestellt hat; ja nicht einmal, ob dies in irgendeiner Schrift geschah. Durch ihr flüchtiges und buntgemischtes Wesen sind diese Sätze mit dem verwandt, was einmal die Sprichwörter waren. Sie sind das Element, das wir atmen, ohne es zu